Lieber Freund!

Autor(en): **G.T.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **16 (1948)**

Heft 1

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-567371

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

als gewaltige Sehnsucht, über sich und die eigene Begrenzung hinauszufinden, mehr Welt und Wirklichkeit zu erfahren, als kraft der eigenen Natur einem möglich ist: nicht sich selbst im Freund wiederzufinden, sondern durch den Freund hindurch das Du zu erfahren, das ewige Du.

Kann wenig oder nichts dazu geschehen, daß Freundschaft entstehe, so hat doch vieles zu geschehen, um sie zu erhalten. Wieviel Opfer an Zeit sie uns wert ist, wieviel Vertrauen wir einsetzen (im Grunde freilich ist Vertrauen unbegrenzbar), wieviel Bereitschaft, sich etwas sagen zu lassen, Fehler einzugestehen, Anvertrautes heilig zu hüten, gegenüber Dritten sich mit dem Freund auch dann solidarisch zu erklären, wenn man unter vier Augen selbst manche Einwendung zu machen hätte. Ich meine immer wieder, Freundschaft sei die beglückendste Form menschlicher Gemeinschaft. Sie hat das wahrhaftigste Verhältnis von Bindung und Freiheit, ruhend in sich selbst. Sie fordert wohl, allein sie überfordert nicht. Sie verlangt nicht, daß man in allen Stücken eines Sinnes sei, sie kann dergleichen nicht einmal wünschen: der Spannungsbogen, der sich von Wesen zu Wesen schlägt, würde gewaltsam kleiner. Sie erlaubt wichtige Unterschiede des Temperaments, der Anschauungen, des Alters, wunderbare Möglichkeit der Freundschaft zwischen Männern, die ein Menschenalter voneinander sind, da jeder zu geben und nehmen hat: der eine seine gelebten, der andere das uneröffnete Losbündel seiner noch ungelebten Jahre ... — Sie fordert nicht die verzehrende Ausschließlichkeit, sie schwindet nicht, wenn am Horizont ein neuer Freund erscheint, vielleicht, daß sie dadurch für eine Zeit in den Hintergrund tritt, doch steht über ihr nicht das grausame Sonnengestirn des „Alles — oder nichts", sondern das milde Sternlicht des „Sowohl-als-auch". Sie gibt auch von Anfang an zu — was die Liebe doch erst nach tausend Schmerzen zu gestehen sich unterwindet —, daß Länder der Fremdheit zwischen dem einen und dem anderen sind und daß der Geist des Lebens selbst uns zeigen muß, wie und wo wir Wege finden durch die Schöpfung seiner Seelen.

ALBRECHT GOES

Aus dem «Taschenbuch für junge Menschen», Verlag Suhrkamp, Berlin, 1946.

Irgendwo in der Schweiz, Januar 1948.

Lieber Freund!

In Ihrem gestrigen Brief, dessen hohe und sichere Schrift ich glücklich wiedererkannt habe, teilen Sie mir mit, daß Sie mich in Ihrer nächsten Urlaubswoche besuchen wollen. Nicht eigentlich besuchen; ich weiß, daß Sie es nie zugeben würden, so offensichtlich die Absicht gehegt zu haben, aber soweit ich Ihren Andeutungen mit Sicherheit entnehmen kann, werden Sie es nicht versäumen, den Zug, der Sie nach Paris bringen wird, am Morgen zu verlassen, um sich einen Tag in meiner Heimatstadt aufzuhalten und erst wieder den Abendschnellzug weiter zu nehmen. Lieber Freund, ich bin Ihnen sehr dankbar für den Plan, den Sie einer Stunde verdanken, die mehr der Vergangenheit als der Gegenwart zugeneigt gewesen sein mag. Ihr Entschluß ist mir ein schöner Beweis dafür, daß Sie die Tage in V., die wir gemeinsam verbringen konnten, zu jenen zählen, die zu vermehren wünschenswert erscheint.

Sie wissen, daß ich es nicht versäumen werde, rechtzeitig am Bahnhof zu sein, um Sie abzuholen. Stellen Sie sich den Augenblick vor: die Halle ist noch kalt und grau, der Bahnhof noch halb im Schlaf, da beginnen die Geleise zu summen, und dann fährt rasch und scharf der Zug ein; Gepäckträger, Gedränge an den Türen. Ich suche Ihr Fenster, um Ihnen den Blumenstrauß, den ich mitgebracht habe, noch ins Abteil zu reichen und Ihnen mit den Koffern zu helfen ... Ja, und dann werden wir zusammen durch die verregneten Straßen gehen, der Tisch im „Blauen Himmel", der in der Ecke, mit den Kerzen, an den ich immer gedacht habe, wenn ich mir ein Wiedersehen mit Ihnen ausgemalt habe, ist bestellt; und wenn es wieder regnen sollte, werde ich Ihren Schirm tragen, der uns näher zueinander zwingt, und ich werde Ihnen die alten Kirchen zeigen und den See und die Bank im Park, wo ich Ihre Briefe las, und wenn es dunkel wird, werde ich Ihre Hand suchen und fast vergessen, daß Sie am Abend wieder fortmüssen ...

Verehrter Freund, wollen Sie Ihre Absicht wirklich erfüllen? Ich glaube, Sie erstaunt zu sehen, eine Frage dort zu finden, wo Sie ein freudiges „Ja!" und nicht nur ein problematisches Fragezeichen erwartet hätten. Ich will offen sein und gestehen, was mich bedrückt. Fürchten Sie nicht zu erfahren, was das bedeutet, für Sie und für mich. Hören Sie bitte: Ich habe mir aus den gemeinsamen Tagen Ihr Bild (nein, nicht die Photographie, die Sie mir später im Brief geschickt haben) heimgebracht. Weil es nicht zu Papier erstarrt ist, ist es mir allgegenwärtig: und nicht nur das eine, sondern auch viele andere aus Farben, Schritten, Gebärden, Blicken, und eines sogar, auf dem Sie nicht zu finden sind: als ich damals vor dem Hotel wartete und Sie nicht kamen, weil Sie auf die Post gegangen waren — erinnern Sie sich noch? — Mir hat sich nichts verändert an Ihrem Bild: an Ihrer glatten Stirn, an Ihrem schöngebogenen Mund, an Ihren festen Zähnen, die Ihr Lächeln so hell machen; nichts hat sich verändert an Ihren grünen Sandalen mit der zerrissenen Schnalle, nichts an der Art, wie Sie Ihren Kamm durch das Haar führten, nichts an dem dicken Hotelportier, der schmunzelnd meine Briefe an Sie besorgte.

Ich fürchte, ich bin ausführlich geworden, lieber Freund; nicht, um eine Zeit, die sehr glücklich war, vor Ihre Augen zurückzurufen (Ihr Entschluß verrät, daß es dessen nicht bedarf), sondern um Ihnen, ehe Sie mich verurteilen, zu beweisen, daß jene schönen Tage Gefahr laufen, hinter dem Nebel der wenigen Stunden zu verschwimmen, die Sie mir widmen wollen. Denn ich weiß, daß Ihr Antlitz nicht mehr wie damals ist, weil Sie Vieles erlebt haben, an dem ich keinen Anteil habe. Ihre Augen werden nicht mehr Himmel und Berge widerspiegeln, Ihr Mund nicht mehr wie früher wie das Heu riechen, sondern nach einem sehr exklusiven Parfüm, und Sie werden ein Schneiderkostüm tragen, das ich nicht kenne und nicht kennen will.

Ich will nicht, daß meine Erinnerungen zerstört werden. Fahren Sie vorbei, ich bitte Sie, fahren Sie vorbei und steigen Sie nicht aus! Wenn der Zug hält, bleiben Sie bitte sitzen und versuchen Sie Ihre Augen zu schließen, sich vorzustellen, daß in dieser Stadt, deren letzte Straßenbahnstation bald an Ihrem Fenster vorbeifliegen wird, einer wohnt, dem Sie so stark in Herz und Geist eingeprägt sind, daß er Sie bitten kann, in der Ferne zu verharren.

Ihr G. T.